



Zurück aus Kuba, immer noch fünf Zentimeter über dem Boden; wie schwer es doch ist, sich an dies frostige Deutschland zu gewöhnen.

PETER HORN

Vernachlässigte und doch ziemlich lebendige Schönheit mit schlechtem Mundgeruch von tausend uralten Dieselmotoren: Santiago de Cuba.

Die Sonne wärmt dich das ganze Jahr über, du bleibst nicht lange blaß. Die Menschen: so freundlich, offen und liebevoll, zumindest in den Augen des staunenden Gastes aus dem Land der kühlen Zweckmäßigkeit. Familie ist mehr als nur ein Wort hier in Kuba, Nachbarschaft auch. Niemand ist böse, wenn der Nachbar nachts um drei ans Telefon gerufen wird. Kinder freuen sich noch über das kleinste Geschenk. Zum Frühstück Mango und Guanabana, leider keine Milch heute, aber morgen wieder, viel zu süß ist sie. Zucker gibt es auf der Zuckerinsel nur im Devisenladen, wenn die Ration alle ist. Das Essen ist simpel und natürlich – bis auf das komische Dosenfleisch. Sie laden dich zum Essen ein, wenn du die Zutaten mitbringst. Das können Fische sein, für ein paar Dollar gekauft vom Strandwächter in Siboney. Du tanzst Salsa mit Großmutter, kaust Bananenchips, von jedem Kind gibt es ein Küßchen. Die ganze Familie verwöhnt dich mit liebevoller Aufmerksamkeit auf ihrer bewohnten Baustelle: in der Ecke sind Zementsäcke gestapelt, hoffentlich reicht es bald für das dritte Stockwerk. Der Pfeiler in der Mitte des Wohnzimmers, der das neu zu errichtende Geschoß tragen soll, ist schon fertig, die Skulptur eines Baumstamms aus hausgemachtem Stahlbeton. Weitergebaut wird schön langsam, damit niemand dumme Fragen stellt nach der Herkunft des Materials, das legal kaum beschaffbar wäre.



Anderthalb Stunden Warten auf den Bus. Zehn Zitronen kosten einen Peso. Der Bus zum Strand ist ein Laster, eine Stunde Fahrt für zehn Cent, dichtgedrängt auf der Ladefläche stehst du mit zweihundertzwölf Begleitern, es könnten auch ein paar mehr sein. Die Moskitos zu vertreiben in der Abenddämmerung ist zwecklos, du wirst sie ebensowenig los wie die hungrigen Blicke der *Jineteras* am Parque Cespedes. *Where are you from?* – Du kaufst dich frei mit einem Stück Hotelseife, einem Einwegfeuerzeug. Einwegfeuerzeuge haben ein langes Leben in Kuba, immer wieder werden sie repariert und mit Gas gefüllt, ein Arbeitsplatz am Straßenrand.

Ernesto war früher Boxprofi. Er hat Bubi Scholz kennengelernt, behauptet er. Jetzt ist er 74 und soll von 80 Pesos Pension leben: eine Flasche Rum und drei Päckchen Zigaretten kriegt man dafür. Es ist ihm peinlich, mich anzusprechen, aber er will einfach überleben, wer wird ihm das verübeln? Schade, daß ich ihn nicht wieder treffe, um mit ihm weiterzureden. *Maní* vom Straßenverkäufer, *la Buena Calabaza*, alles bringt ein paar Pesos. Das Schweinchen für fünfzehn Dollar will ich dann aber lieber doch nicht kaufen.

Musik an jeder Ecke. Du lernst, wie man die Claves hält, daß sie gut klingen. Ist das nicht Ibrahim Ferrer? Er ist hier zuhause in Santiago, schüttelt viele Hände, verfolgt von einem Kameramann, die schwere Kamera auf der Schulter, vorneweg läuft der Tonmann rückwärts mit seinem Puschel-Mikro. Die Medien-Präsenz ist unübersehbar, ausländisch zumeist. Im ersten Kanal des Staatsfernsehens erfährst Du von Fidel persönlich jedes noch so kleine Detail der Gesundheitsstatistik von Havanna, von den acht Blinden und zwei Gehörlosen in Cayo Hueso. Das alles verkündet mit heiserer Stimme der große Revolutionsführer seinen geduldigen Zuhörern bei der Eröffnung eines neuen Krankenhauses in Havanna. Er spricht drei Stunden, langsam, mit vielen Pausen. Statistik die beste Waffe des alt gewordenen Revolutionärs. Dann Warnungen vor den Gefahren des Rums. Wer will den Kubanern ihr Grundnahrungsmittel nehmen? Im anderen Programm ein karibisches Sandmännchen, allerliebste.



Und dann die Frauen. Du bist wie betäubt vom sanften Schwingen ihrer Hüften, dein Blick fixiert sich immer wieder auf Hinterteile in unterschiedlichster Verpackung, schlank oder drall, zierlich bis gewaltig, rot oder gelb mit schwarzen Streifen, sogar blauweiß wie Obelix. Es ist kaum möglich, wegzuschauen. Praller Überfluß, alles in steter Bewegung, Sitz der kubanischen Seele: *la cintura!* Eine Frau lacht dich an, wenn du mit Blicken ihre Schönheit bewunderst. Du darfst hingucken, es wird erwartet, auch sie dreht sich um, und wenn du nicht guckst, ist sie enttäuscht.

Die Deutsche aus Frankfurt mit den kurzen Haaren kommt dir gleich bekannt vor, immer wieder mal siehst du sie von weitem in der Szene, die als dürftiger Ersatz dienen muß in der kalten Heimat. Die Kubaner machen sich lustig über deutsche Frauen, komische Brillen habe sie, und von hinten sieht man nicht, daß da eine Frau läuft und kein Mann. Hier in der Casa de la Trova ist ihr die Begegnung jedenfalls peinlich, sie nickt knapp und lächelt gequält mit zusammengebissenen Zähnen. Auch du bist nicht begeistert über die Begegnung. Was mag sie wohl hier suchen? Ein Blick auf ihre Begleitung beantwortet einen

großen, braunen Teil der Frage. Da schaust du lieber nach der großen schlanken Negrita mit den asiatischen Augen, unübersehbare Kurven im gelben Schlauchkleid zwingen dich immer wieder zum Hingucken. Ihr Lächeln ist herausfordernd und schüchtern zugleich, verwirrend ist es, mit ihr zu tanzen, wenn man erst einem Mojito im Bauch hat. Ihr letzter Blick eine Verheißung für später, aber später kommt vielleicht nie. Gegenwart ist der Schlüssel zu Kuba, man hat keine Illusionen, über Zukunft spricht man nicht.

Olga ist enttäuscht. Warum willst Du sie nicht mitnehmen? Du lädst sie auf ein Bier ein, damit sie sich nicht umsonst so angestrengt hat, als sie dich auf der Straße abgefangen hat. Und dann dirigiert sie dich zum Haus ihrer Mutter, morgens um zwei. Ein *Bembé!* – Etwas oder jemand ist in den Mann gefahren, der sich mit geschlossenen Augen wild im Kreis dreht, du schaust zu mit großen Augen. Jetzt spricht der Geist aus ihm, mit Händen, die die Priesterin übersetzt, Singen, Trommeln auf Plastikeimern. Gegen das flaue Gefühl im Bauch hilft der mitgebrachte Rum. Teil' ihn mit den *Orishas*. Laß es geschehen. *No tengas miedo*. Hab' keine Angst. Das Leben will gelebt sein, jetzt, nicht irgendwann in einer ungewissen Zukunft.



Die letzte Nacht. In den leeren Straßen lauern die bauchigen Karossen aus legendärer Vergangenheit, Buckelwale mit hungrigen Mäulern, gekrönt von stromlinienförmigen Galionsfiguren – welcher Funktion können diese Formen gedient haben wenn nicht der puren Lust an üppigen Rundungen, die so gut zu Kuba paßt und so wenig zum puritanischen US-Amerika der Fifties, von wo diese Blechfossilien einmal herüberkamen in einer fast vergessenen Zeit, in der Weichen gestellt wurden für die Gratwanderung, zu der die Kubaner ungefragt verurteilt sind.

Vor den Hunden brauchst du keine Angst zu haben, sie sind klein und lieb wie Schäfchen. Du stolperst weiter auf müden Füßen in Richtung auf dein Zwanzig-Dollar-Quartier, es ist spät, aber du bist nicht allein. Glitschiger Vorgeschmack unter der lauwarmen Dusche, dann endlich findet helle Haut zur dunklen, der Schweiß rinnt, ja, ist gut jetzt, beinahe schon zu viel das alles. Aber so muß es sein, alles ist so unglaublich präsent, der Duft, die feuchte Hitze, der leise Atem neben dir.

Lange Zeit versuchst du einzuschlafen, begleitet vom leisen Quieken der Ferkel draußen im Hof. Der russische Kühlschrank rumpelt und die Klimaanlage brummt. Schlaf ist so knapp hier wie das Benzin für die alten Autos, dafür gibt es Rum und Wärme für die bedürftige Seele aus dem kalten Land. Um halb drei wecken dich entfernte Trommeln. Halt ihn fest, den Moment, den kostbaren: schlafen kannst du später. Um vier kräht der Hahn nebenan, für die Santiagueros beginnt der täglichen Kampf, für den Gast Tag der unfreiwilligen Abreise, zurück ins ungeliebte Land, das er nicht so recht als Heimat betrachten mag.



Laß uns weiterträumen, aber laß uns auch realistisch sein. Lieben sie dich und mögen auch deine Dollars? Oder lieben sie die Dollars und finden dich nebenbei ganz nett? Wer weiß das schon so genau. Das Leben ist ein Traum, aber auch ein Deal - und kein schlechter, für uns, die Besucher, und für sie, die Kubaner.

In der summenden Transportröhre über den Wolken schauen seltsam bemalte Condor-Ladies professionell freundlich durch dich durch. Die Zeitung meldet neue Zumutungen von Schröder und Konsorten, der Bush-Krieg scheint unausweichlich. Auf dem Laster war es lustiger. Wie arm wir doch sind, und das nicht bloß, weil unsere Dollars alle sind.